



Lisa Jackson

DEAD LINE

RACHE,
WEM RACHE
GEBÜHRT

Weltbild

Deadline
Rache, wem Rache gebührt

Die Autorin

Lisa Jackson arbeitete nach ihrem Studium zunächst einige Jahre im Banken- und Versicherungswesen, bevor sie das Schreiben für sich entdeckte. Mittlerweile zählt Lisa Jackson zu den amerikanischen Top-Autorinnen, deren Romane regelmäßig die Bestsellerlisten der »New York Times«, der »USA Today« und der »Publishers Weekly« erobern. Ihre Hochspannungsthiller wurden in 15 Ländern verkauft. Lisa Jackson lebt in Oregon.

Mehr Informationen über die Autorin und ihre Romane finden sich auf ihrer Website: www.lisajackson.com.

Lisa Jackson

Deadline

Rache, wem Rache gebührt

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Elisabeth Hartmann

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel »*Almost Dead*« bei
Kensington Publishing Corp., New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2007 by Susan Lisa Jackson
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Droemersch Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Übersetzung: Elisabeth Hartmann
Umschlaggestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising
Umschlagmotiv: istockphoto (© sharpner)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-952-9

2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Meiner Schwester Nan – Du hattest recht:
Eins nach dem anderen ...*

Prolog

*Bayside Hospital
San Francisco, Kalifornien
Zimmer 316
Freitag, 13. Februar
JETZTZEIT*

Sie glauben, dass ich sterben werde.

Ich entnehme es ihrem Flüstern.

Sie glauben, ich könnte sie nicht verstehen, aber ich höre sie, und ich lausche auf jede einzelne Silbe, die sie von sich geben.

»Nein!«, will ich schreien. »Ich lebe. Ich gebe nicht auf. Ich werde mich wehren.«

Aber ich kann nicht sprechen.

Bekomme nicht ein einziges verdammtes Wort heraus.

Meine Stimme ist tonlos, meine Augen wollen sich nicht öffnen. So sehr ich mich anstrenge, ich kann die Lider nicht heben.

Ich weiß nur, dass ich in einem Krankenhausbett liege, und ich weiß, dass ich gerade noch am Leben bin. Ich höre das Flüstern, die Bemerkungen, die Schritte weicher Sohlen auf dem Fußboden. Alle meinen, ich läge im Koma, wäre nicht fähig, sie zu hören, zu reagieren, aber ich weiß, was vor sich geht. Ich kann mich nur nicht bewegen, nicht kommunizieren. Irgendwie muss es mir gelingen, sie darauf aufmerksam zu machen. Sie behaupten, mein Zustand wäre höchst bedenklich. Ich verstehe Begriffe wie Milzriss, Beckenbruch, Gehirnerschütterung, Hirntrauma, aber, verdammt noch mal, ich kann sie doch hören! Ich

spüre die Haut auf meinem Handrücken, wo die Kanüle steckt, rieche Parfüm, Medizin und Resignation. Das Stethoskop ist eiskalt, die Manschette des Blutdruckmessgeräts zu eng, und ich strengte mich höllisch an, ihnen durch irgendein Zeichen verständlich zu machen, dass ich bei Bewusstsein bin, dass ich fühlen kann. Ich versuche, mich zu bewegen, will nur einen Finger heben oder ein Stöhnen von mir geben, aber ich kann es einfach nicht.

Das macht mir Todesangst.

Ich bin an Maschinen angeschlossen, die meinen Herzschlag und meine Atmung und Gott weiß was noch alles steuern. Nicht, dass es etwas nutzen würde. All diese Hightechmaschinen, die Körperfunktionen aufzeichnen, liefern dem Klinikpersonal keinen Hoffnungsschimmer, keinen Hinweis darauf, dass ich weiß, was hier vor sich geht.

Ich bin in meinem Körper gefangen, und es ist die Hölle auf Erden.

Noch einmal biete ich alle Kräfte auf... konzentriere mich darauf, den Zeigefinger meiner rechten Hand anzuheben, auf denjenigen zu zeigen, der als Nächster durch die Tür tritt. Hoch, denke ich, heb die Fingerspitze von der verdamnten Bettdecke. Die Anstrengung ist schmerzhaft ... so schwer.

Achtet denn niemand auf den verdamnten Monitor? Er muss doch einen erhöhten Puls, beschleunigten Herzschlag, irgendwas anzeigen!

Aber nein.

All die Mühe. Vergebens.

Schlimmer noch, ich habe ihr Gerede gehört; ein paar Krankenschwestern sind der Meinung, es wäre besser für mich, tot zu sein ... Aber sie kennen die Wahrheit nicht.

Ich höre Schritte. Schwerer als die üblichen. Und jetzt weht schwacher Zigarrenduft herüber. Der Arzt! Er war schon einmal hier.

»Dann wollen wir mal schauen, ja?«, sagt er zu der Person, die ihn begleitet, vermutlich die Schwester mit den kalten Händen und der nervtötend munteren Stimme.

»Sie reagiert nach wie vor nicht.« Klar doch, die Muntere. »Ich habe keinerlei Veränderungen zum Positiven feststellen können. Vielmehr ... Nun, sehen Sie selbst.«

Was meint sie damit? Und warum klingt ihre Stimme so resigniert? Wo ist ihre gespielte Lebhaftigkeit geblieben?

»Hmmm«, sagt der Arzt mit seiner Baritonstimme. Dann liegen seine Hände auf mir. Er berührt mich sanft, zieht mein Augenlid hoch und leuchtet mit einem grellen Strahl direkt in meine Pupille. Es blendet, und mein Körper muss doch irgend-eine Reaktion zeigen. Ein Blinzeln oder Zucken oder ...

»Anscheinend haben Sie recht«, sagt er, schaltet das Licht wieder aus und tritt vom Bett zurück. »Sie baut rapide ab.«

Nein! Das stimmt nicht. Ich bin da. Ich lebe. Ich werde wieder gesund!

Ich kann nicht glauben, was ich da höre, und müsste bei diesen Worten eigentlich hyperventilieren, einen Herzstillstand erleiden. Seht ihr denn nicht, dass ich unter Stress stehe? Zeigen die verdammten Monitore nicht, dass ich lebe und bei Bewusstsein bin und weiterleben will? O Gott, wie sehr ich leben will!

»Die Familie hat nachgefragt«, drängt die Schwester, »wie lange es noch dauern wird.«

Meine Familie? Sie haben mich schon abgeschrieben? Das kann nicht sein! Ich glaube es nicht. Ich lebe noch, um Himmels willen! Wie konnte es so weit kommen? Nun, ich weiß schon,

wie. Allzu lebhaft erinnere ich mich an jeden Augenblick meines Lebens und an die Ereignisse, die zu meinem jetzigen Zustand geführt haben.

»Herr Doktor?«, flüstert die Schwester.

»Sagen Sie ihnen, vierundzwanzig Stunden«, antwortet er ernst. »Vielleicht sogar weniger.«

*Vier Wochen zuvor**Klick!*

Das leise Geräusch reichte aus, um Eugenia Cahill aus dem Schlaf zu reißen. In ihrem Lieblingssessel im Wohnzimmer des ersten Stocks in ihrem Landhaus schlug sie blinzelnd die Augen auf. Verwundert darüber, dass sie tatsächlich eingedöst war, rief sie nach ihrer Enkelin. »Cissy?« Sie rückte ihre Brille zurecht und warf einen Blick auf die antike Uhr über dem Kamin, in dem Gasflammen leise zischend an den schwarzen Keramikscheiten leckten. »Cissy, bist du das?«

Natürlich war es Cissy. Sie hatte vorhin angerufen und ihren gewohnten wöchentlichen Besuch angekündigt. Sie wollte ihr Baby mitbringen ... Doch der Anruf lag Stunden zurück. Cissy hatte versprochen, gegen 19.00 Uhr da zu sein, und jetzt ... Tja, die Stadtuhr im Foyer schlug gerade mit leisen, beruhigenden Tönen die achte Abendstunde. »Coco«, sagte Eugenia mit einem Blick auf das Körbchen, in dem ihr kleiner weißer Schoßhund schlummerte, der daraufhin kaum den Kopf hob. Das arme Ding wurde auch langsam alt, verlor bereits Zähne und litt an Arthritis. »Wenn man alt wird, geht man vor die Hunde«, sagte Eugenia und lachte über ihr eigenes kleines Wortspiel.

Warum war Cissy nicht gleich heraufgekommen, in den Wohnbereich, wo Eugenia den Großteil des Tages verbrachte? »Ich bin hier oben«, rief sie laut, und als keine Antwort kam,

verspürte sie ein erstes kleines Kribbeln der Angst, das sie rasch abschüttelte. Die Furchtsamkeit einer alten Frau, weiter nichts. Doch sie hörte keine eiligen Schritte auf der Treppe, kein Rumpeln des alten Aufzugs, der von der Garage aus knirschend hinauffuhr. Sie stemmte sich aus dem Queen-Anne-Sessel hoch, griff nach ihrem Stock und wurde von einem leichten Schwindelgefühl erfasst. Das war ziemlich untypisch für sie. Steifbeinig ging sie zum Fenster, durch dessen feuchte Scheibe sie die Straße und die Stadt überblicken konnte. Obwohl eine Nebelbank langsam über die Stadt hinwegzog, war die Aussicht aus dem Fenster, wie auch aus den meisten anderen des alten Hauses, atemberaubend – eines Hauses, erbaut um die Jahrhundertwende, na ja, um die vorletzte Jahrhundertwende, auf den höchsten Kuppen des Mt. Sutro in San Francisco. Der alte Ziegelbau im Stil eines Landklubhauses erhob sich drei Stockwerke hoch über einer an den Berg gebauten Garage. Vom Wohnzimmer im ersten Stock aus konnte Eugenia an klaren Tagen die Bucht sehen, und sie verbrachte viel Zeit damit, die übers graugrüne Wasser gleitenden Segelboote zu beobachten.

Doch manchmal erschien ihr dieses alte Haus in den Parnassus Heights so schrecklich leer. Eine alte Festung mit elektronisch gesteuerten Toren und zugewucherten Gärten voller Rhododendron und Farn. Das Grundstück stieß zwar an das weitläufige Gelände der medizinischen Fakultät, es wirkte aber trotzdem manchmal sehr isoliert vom Rest der Welt.

Oh, sie war nicht wirklich allein. Natürlich verfügte sie über Personal, doch wie es aussah, hatte die Familie sie verlassen.

Um Himmels willen, Eugenia, reiß dich zusammen. Du bist

schließlich nicht irgendeine alte Frau. Du willst hier wohnen, als eine Cahill, wie es schon immer war.

Hatte sie sich nur eingebildet, unten ein Schloss klicken zu hören? Hatte sie womöglich geträumt? Neuerdings drangen ihre Träume, wenngleich sie es sich ungern eingestand, selbst bis in ihr Wachbewusstsein vor, und darin wurzelte die unausgesprochene Angst, dass sie sich vielleicht schon im Frühstadium einer Demenz befand. Lieber Himmel, hoffentlich nicht! In ihrer Familie war bisher nie Alzheimer aufgetreten; ihre eigene Mutter war mit sechsundneunzig gestorben, im vollen Besitz ihrer geistigen Kräfte, bevor ein schwerer Schlaganfall sie dahinraffte. Aber an diesem Abend fühlte sich Eugenia doch ein bisschen benommener als gewöhnlich.

Ihr Blick wanderte nach draußen, zur Straße hinter dem elektronisch gesteuerten Tor, dahin, wo der Zivilwagen der Polizei beinahe vierundzwanzig Stunden lang gestanden hatte. Jetzt war der Chevy in der Parkbucht knapp außerhalb des bläulichen Lichtkegels der Straßenlaterne nicht mehr zu sehen.

Wie merkwürdig.

Warum hatten sie sich so schnell wieder entfernt, nachdem sie ihr vorgeworfen hatten, ihrer Schwiegertochter bei der Flucht aus dem Gefängnis geholfen zu haben? Diese unhöflichen Detectives, die vor ihrer Tür gestanden und behauptet hatten, sie würde einer Kriminellen Unterschlupf gewähren. So ein Quatsch! Sie waren geblieben, hatten das Haus beobachtet und waren ihr, wie sie vermutete, heimlich gefolgt, als Lars sie zum Friseur fuhr, zum Bridge spielen und zum Cahill House, wo sie ihre Zeit opferte, um Zuflucht suchenden, unverheirateten Schwangeren im Teenageralter oder knapp darüber zur Seite zu stehen.

Natürlich hatte die Polizei nichts herausgefunden.

Weil sie vollkommen unschuldig war. Trotzdem war sie nach wie vor darüber verärgert.

Eugenia blickte in die Nacht hinaus – und fror plötzlich. Sie sah ihr eigenes Spiegelbild, das gespenstische Bild einer kleinen Frau vor dem weichen Licht antiker Lampen, und es überraschte sie, wie alt sie aussah. Ihre Augen, vergrößert durch die Brille, die sie seit ihrer Staroperation vor ein paar Jahren trug, erinnerten an eine Eule. Ihr einstmals leuchtend rotes Haar war jetzt adrett frisiert und eher blass apricotfarben als rötlich blond. Sie schien um Zentimeter geschrumpft, kaum noch eins fünfzig groß zu sein. Ihr Gesicht war zwar erstaunlich faltenlos, doch es begann schlaff zu werden, und das verabscheute sie. Sie verabscheute es, alt zu werden. Verabscheute es, zum alten Eisen gezählt zu werden. Sie hatte schon erwogen, sich die Augen »machen« oder das Gesicht »straffen« zu lassen, hatte sogar schon an Botox gedacht, aber warum eigentlich?

Eitelkeit?

Nach allem, was sie durchgestanden hatte, erschien es ihr banal.

Gut, sie war schon über achtzig. Na und? Sie wusste, dass sie nicht mehr jung war, ihre arthritischen Knie waren Beweis genug, aber sie war noch längst nicht reif für irgendeine Art von betreutem Wohnen oder eine Seniorenresidenz. Noch nicht.

Knaaarrr!

Das Geräusch einer sich öffnenden Tür?

Ihr Herzschlag beschleunigte sich.

Dieses letzte Geräusch entsprang *nicht* ihrer Einbildung.

»Cissy?«, rief sie erneut und warf einen Blick auf Coco, der auf das Geräusch hin kaum sein müdes Köpfchen hob und kein warnendes Bellen von sich gab. »Liebes, bist du das?«

Wer sonst?

Sonntag- und montagabends war sie gewöhnlich allein; ihre »Gesellschafterin«, Deborah, fuhr dann meistens zu ihrer Schwester aufs Land, das Hausmädchen ging um 17.00 Uhr, und Elsa, die Köchin, hatte zwei Tage frei. Lars machte jeden Abend um 18.00 Uhr Feierabend, es sei denn, sie benötigte seine Dienste, und normalerweise störte sie es nicht, allein zu sein. Sie genoss den Frieden und die Stille. Aber an diesem Abend ...

Auf ihren Stock gestützt, ging sie in den Flur, der den Wohnbereich von ihrem Schlafzimmer trennte. »Cissy?«, rief sie die Treppe hinunter. Sie schimpfte sich einen Angsthasen. Brachte ihr fortgeschrittenes Alter etwa auch Verfolgungswahn mit sich?

Doch der Zweifel fuhr mit kaltem Finger über ihren Rücken und sagte etwas anderes, und obwohl die Heizung summt, kroch eine Kälte, eisig wie das tiefe Wasser der Bucht, bis in ihre Knochen. Sie hatte das Geländer erreicht, hielt sich an dem glatten Treppenlauf aus Rosenholz fest und spähte hinunter ins Erdgeschoss. Im abendlichen Dämmerlicht sah sie den glänzenden Fliesenboden, den Louis-XVI-Intarsientisch und die Ficus Benjamins vor den abgeschrägten Fenstern neben der Haustür.

Alles war wie immer.

Aber Cissy war nicht da.

Merkwürdig, dachte Eugenia erneut und rieb sich die Arme. Noch merkwürdiger war, dass ihr Hund sich so passiv

verhielt. Coco war zwar alt und litt unter Arthrose, aber er hörte noch gut und brachte gewöhnlich genug Energie auf, um beim geringsten Geräusch zu knurren und zu bellen. Doch an diesem Abend lag er nur träge in seinem Körbchen neben Eugenias Strickbeutel, mit offenen Augen, aber leerem Blick. Beinahe, als stünde er unter Drogen ...

Ach, um Himmels willen! Sie ließ sich gehen, ließ ihrer lebhaften Phantasie allzu sehr die Zügel schießen. Innerlich gab sie sich einen Ruck. Das hatte man davon, wenn man sich fünf Abende hintereinander Alfred-Hitchcock-Filme ansah.

Also, wo zum Teufel steckte Cissy?

Sie kramte in der Tasche ihres dicken Pullovers nach dem Handy. Nicht da. Das verflixte Ding war weg; wahrscheinlich hatte sie es auf dem Tisch bei dem Strickzeug liegen gelassen.

Als sie sich wieder zum Wohnzimmer umwandte, hörte sie das leise Scharren von Schritten, Ledersohlen auf Holz.

Ganz nahe.

Der Duft eines Parfüms, den sie fast vergessen hatte, wehte ihr in die Nase, und es sträubten sich ihr die Nackenhaare.

Ihr Herz blieb beinahe stehen, als sie einen Blick über die Schulter zurückwarf. Im Schatten des unbeleuchteten Flurs vor ihrem Schlafzimmer bewegte sich etwas. »Cissy?«, fragte sie wieder, doch es war kaum mehr als ein Flüstern, und ihr Puls raste vor Angst. »Bist du das, Liebes? Du, das ist nicht witzig ...«

Die Worte blieben ihr im Halse stecken.

Eine Frau, halb im Dunkeln verborgen, trat plötzlich triumphierend hervor.

Eugenia erstarrte.

Die Zeit schien stillzustehen.

»Du!«, schrie sie. Panik ergriff ihren ganzen Körper, und die Frau vor ihr lächelte, ein Lächeln, so kalt und niederträchtig wie das Herz des Satans.

Eugenia wollte davonlaufen, fliehen, doch bevor sie noch einen Schritt tun konnte, sprang die jüngere Frau auf sie zu, packte sie mit kräftigen Händen, stemmte sie mit ihren muskulösen Armen hoch.

»Nein!«, schrie Eugenia. »Nein!« Sie hob den Stock, doch das verflixte Stück entglitt ihrer Hand und klapperte nutzlos die Treppe hinunter. Jetzt endlich begann Coco wild zu bel-len.

»Tu's nicht!«, schrie Eugenia.

Doch es war zu spät.

Einen Herzschlag später wurde sie übers Treppengeländer gehievt und in den Freiraum gestoßen, wo der Kronleuchter hing. Eugenia schrie, schlug mit den Armen um sich, hörte ihren Hund knurren – und stürzte hinab.

Der Louis-XVI-Tisch und der Fliesenboden des Foyers rasten auf sie zu.

Vor Entsetzen blieb beinahe ihr Herz stehen, als sie mit einem dumpfen, übelkeiterregenden Aufprall auf dem Boden aufschlug. *Knack!* Schmerz explodierte in ihrem Kopf. Eine halbe Sekunde lang blickte sie hinauf zu ihrer Angreiferin. Siegesbewusst stand die Frau auf dem Treppenabsatz, hielt Coco im Arm und streichelte sein dichtes Fell.

»Rache ist süß, oder?«, höhnte die Frau.

Dann umgab Eugenia nur noch Finsternis ...

»Schschsch! Beejay, alles ist gut, okay? Alles *ist gut!*« Cissy Cahill beugte sich über das Laufgitter und hob sich ihren achtzehn Monate alten Sohn auf die Hüfte. Sein Gesicht war vom Weinen gerötet, Tränen strömten über die runden Wangen, seine Nase lief und lief. »Ach, Schätzchen, wie du aussehst!« Cissys Herz schmolz auf Anhieb dahin, und sie küsste seinen blonden Scheitel, während sie nach einem Papiertaschentuch griff, um ihm die Nase zu putzen. »Alles wird wieder gut, versprochen«, sagte sie und holte sein Jäckchen und die Mütze, die er hasste wie die Pest. Irgendwie gelang es ihr, ihn anzuziehen, die Windeltasche zu greifen und zur Tür des alten viktorianischen Hauses hinauszugehen, in dem sie seit fast zwei Jahren lebte. Beejay war schon den ganzen Nachmittag über quengelig. Wahrscheinlich zahnte er, und als dann der Pizzalieferant erschien, hatte Beejay sich aus irgendeinem unerfindlichen Grund in wahre Wut hineingesteigert. Cissy hatte keine Ahnung, was ihn so verstörte. Die Zähne? Fror er, weil die verdammte Heizung ausgegangen war? War ihm zu warm, weil seine Mutter ihm zu viel angezogen hatte? Was auch immer der Grund sein mochte, Cissy war überzeugt davon, dass es nichts Ernstes war, der Kleine würde darüber hinwegkommen müssen. Sie war bereits spät dran, und ihre Großmutter würde verärgert sein.

»Das ist der Preis dafür, eine Cahill zu sein«, beklagte sie sich bei ihrem Sohn, schloss die Haustür hinter sich und ging mit ihm zur Zufahrt, wo ihr Auto, eine silberne Acura-Limousine, stand. Die Pizza, die im Karton auf dem Boden vor dem Beifahrersitz lag, war bestimmt schon kalt. Beejay, genauso schlechter Laune wie schon den ganzen Tag über, heulte und zerrte an seiner Mütze, als Cissy ihn im Fond des

Wagens in seinem Kindersitz anschnallte und sich selbst dann auf den Fahrersitz fallen ließ. Es war dunkel, ein sanfter Regen fiel und verwischte die Lichter der Stadt. Sie blickte zur anderen Straßenseite hinüber, wo ein Zivilwagen der Polizei geparkt hatte, seit bekannt geworden war, dass ihre Mutter aus dem Gefängnis ausgebrochen war, doch zu ihrer Überraschung stand er nicht mehr da.

Und auch der Ü-Wagen war verschwunden, der stundenlang an der Straße gestanden hatte. Dreimal hatte ein Reporter an ihrer Tür geklingelt und sie um ein Interview gebeten. Als ob sie sich jemals der Presse gegenüber äußern würde! Cissy hatte darum gebetet, dass sie fortgingen, und an diesem Abend war ihr Wunsch erfüllt worden.

Gut so.

Sie hatte es satt, behandelt zu werden, als wäre *sie* eine Art Kriminelle, obwohl sie doch nichts Böses getan hatte. Absolut nichts! Es war nicht ihre Schuld, dass ihre Mutter leider ein narzisstisches, mordlustiges Miststück war – und das war noch die netteste Bezeichnung, die Cissy für Marla finden konnte. Cissys Meinung war: Je strikter sich ihre egozentrische verrückte Mutter von ihr und Beejay fernhielt, umso besser.

So darfst du nicht denken ... schüttele die negativen Gedanken ab ... zähle langsam bis zehn ... Die Stimme ihres Therapeuten ertönte in ihrem Kopf, doch Cissy ignorierte sie. An diesem Abend war sie keineswegs nachsichtig gestimmt, sie war nur dankbar, dass die Polizei ihr nicht zum Grundstück der Cahills folgte, wo ihre Großmutter residierte, seit sie vor beinahe fünfzig Jahren in die Familie eingehiratet hatte. Cissys Leben war ohnehin schon viel zu sehr in Aufruhr geraten, sie

musste sich nicht auch noch mit den Bullen herumärgern. Wenn es nach ihr ging, hatte sie genug Melodrama und Schmerz für ein ganzes Leben hinter sich – dank Marla Amhurst Cahill, ihrer idiotischen Mutter.

»Tja, Beejay, das ist deine Nana«, sagte sie, während sie die Straßen entlangfuhr, die an den Alamo Square angrenzten. »Die Psycho-Oma.« Im Rückspiegel warf sie einen Blick auf ihren Sohn, der nun nicht mehr quengelte und weinte und sich nicht mal mehr gegen die Mütze wehrte.

Erleichtert, weil der Wutanfall vorüber war, zwinkerte sie ihm zu. »Siehst du, du wolltest einfach nur gern mit Mom in einem tollen Schlitten fahren, nicht wahr?«

Die Ampel vor ihr sprang auf Gelb um, und sie trat auf die Bremse. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da wäre sie auch noch bei Dunkelorange weitergefahren, aber seit sie Beejay hatte, war sie zu einer vorbildlichen Verkehrsteilnehmerin und überbehütenden Mutter mutiert. Wer hätte das gedacht?

Ihr knurrender Magen und die Uhr auf dem Armaturenbrett erinnerten sie daran, dass sie sich verspätete. *Toll*. Zweifellos stand ihr mal wieder eine Gardinenpredigt bevor. Als hätte sie nicht längst genug davon gehört. Du liebe Zeit, sie war schließlich eine erwachsene Frau.

Noch einmal schaute sie in den Rückspiegel. Dieses Mal prüfte sie den nachfolgenden Verkehr und hielt Ausschau nach einem Polizeiauto. Es war weit und breit keines zu sehen. Angesichts der Tatsache, dass die Polizei seit der Flucht ihrer Mutter ihre Haustür nicht aus den Augen gelassen hatte, war es schon eigenartig, dass ihr jetzt niemand folgte. Die Detectives waren zwar überaus nett gewesen, doch sie

wusste, dass sich hinter ihren besorgten Worten und dem nachsichtigen Lächeln Misstrauen verbarg.

Als ob ihre Mutter Kontakt zu ihr aufnehmen würde.

Als ob sie einer Frau, die sie hasste, Unterschlupf gewähren würde.

»Ausgeschlossen, verdammt noch mal«, flüsterte sie. Jeder Muskel in ihrem Körper spannte sich an. Als Kind hatte sie Marlas kühle, distanzierte Haltung ihr gegenüber ertragen müssen. Das hatte sie akzeptiert, wie auch die Tatsache, dass ihre gesamte Familie ein Haufen eiskalter Sonderlinge war. Um zu überleben, hatte sie lediglich auf jede nur erdenkliche Art rebelliert.

Doch jetzt, als sie selbst Mutter war, konnte Cissy sich nicht vorstellen, dass eine Mutter sich ihrem Kind nicht eng verbunden fühlen konnte. Als sie ihren Sohn zum ersten Mal gesehen hatte, war sie ein neuer Mensch geworden. In diesem goldenen Moment hatte sich ihr Leben verändert. Während der gesamten Schwangerschaft hatte sie mit dem Baby geredet, ihren Leib gestreichelt, hatte den Embryo wegen ihres Heißhungers auf Tacos und andere mexikanische Gerichte zu jeder Tages- und Nachtzeit sogar Juan genannt, doch das war nichts im Vergleich zu dem Gefühl, als sie ihn im Krankenhaus im Arm hielt und schreien hörte. Ja, sie waren ein Team. Unzertrennlich.

Doch wo steckte ihre Mutter?

Wie um alles in der Welt hatte sie den Ausbruch aus dem Gefängnis bewerkstelligt?

Waren Gefängnisse nicht angeblich ausbruchssicher?

Was machst du, wenn sie plötzlich vor deiner Haustür steht?

»Gar nicht daran denken«, ermahnte sie sich selbst. Noch

mehr Schwierigkeiten konnte sie im Moment nicht brauchen. War es nicht schon schlimm genug, dass sie sich im Frühstadium einer Scheidung befand und ihr Sohn mit Riesenschritten aufs Trotzalter zustrebte, was man daran erkennen konnte, dass er die ganze Woche über unausstehlich gewesen war? Und dass die Heizung gerade jetzt den Geist aufgegeben hatte, war auch kein Trost. Alles in allem waren die letzten sieben Tage die Hölle gewesen.

Die Ampel hatte auf Grün geschaltet, und Cissy fuhr den Landzipfel entlang bis zur Stanyan Street und dann hinauf in die Berge. Ihr Handy klingelte, als sie gerade eine steile Serpentine hinauf zum Mt. Sutro bewältigte. Sie zog das Gerät aus dem Seitenfach ihrer Handtasche und schaute aufs Display. Sie hätte das Handy an einen Zugang auf dem Armaturenbrett anschließen und frei sprechen können, doch die Nummer auf dem Display ließ sie die Stirn runzeln.

»Nicht heute Abend«, sagte sie laut. Sie wollte sich jetzt nicht mit Jack befassen – diesem verlogenen, treulosen Mistkerl. O ja, das war er, und er war immer noch ihr Mann. Tja, aber nicht mehr lange. Sie verstaute das Handy wieder in seinem Fach und konzentrierte sich auf die schmale Straße, die unentwegt aufwärtsführte, vorbei an eleganten alten Häusern, erbaut vor hundert Jahren, umgeben von gepflegten Gärten. Vor dem Haus ihrer Großmutter angekommen, betätigte sie den elektronischen Toröffner und fuhr langsam weiter, als sich das alte schmiedeeiserne Tor ächzend öffnete. Sie hielt vor der Garage, drückte die Taste erneut und überlegte, als das Tor wieder geschlossen war, wie sie Beejay zusammen mit dem Pizzakarton, der Wickeltasche und ihrer Handtasche aus der Garage nach oben schleppen sollte, ohne

das Baby fallen zu lassen oder überall geschmolzenen Käse und Tropfen von Marinarasoße zu hinterlassen.

»Du hast gewonnen, Beejay. Du kommst als Erster mit«, sagte sie und warf ihre Handtasche in die übergroße Wickeltasche. Sie legte sich den Riemen über die Schulter, ging um den Wagen herum, ohne auf den appetitanregenden Knoblauch- und Peperoniduft zu achten, und befreite ihren Sohn aus dem Kindersitz. »Du kannst bei deiner Großmutter bleiben, wenn ich noch einmal hierher zurückkomme«, erklärte sie dem Jungen. Sie setzte ihn sich auf die Hüfte, mit der sie zuvor die Wagentür zugestoßen hatte. Als sie ihre Nase an seinem Ohr rieb, hörte sie ihn glucksen. »Also los.«

Manchmal war es eine regelrechte Plage, Eugenia zu besuchen, wenn ihr Personal freihatte. Der Aufenthalt in dem alten Herrenhaus wäre so viel einfacher für Cissy, wenn jemand anwesend wäre, der sich um das Baby kümmern konnte. Dann würde sich auch die Frage des Abendessens erledigen und das schlechte Gewissen, weil die alte Dame, wenn Cissy nicht erschien, enttäuscht sein würde.

Mit Beejay, der laute, schmatzende Geräusche von sich gab, nur um sich selbst zu hören, auf der Hüfte, folgte sie dem gepflasterten Weg zwischen den Rhododendren und Farnen, die noch vom Regen tropften, obwohl dieser bereits vor einer Stunde aufgehört hatte. Dieses alte Haus, in dem sie aufgewachsen war, beherbergte eine Menge Erinnerungen. Vielleicht zu viele. Manche gute und viele weniger gute, doch die Mauern aus Backstein und Mörtel, die Erker und spitzen Giebel hatten zwei Erdbeben und eine Generation von Cahills nach der anderen überdauert. Seit weit über hundert Jahren stand das Haus am Abhang des Mt. Sutro und bot

einen weiten Ausblick über die Stadt und die Bucht. Cissy wusste nicht recht, ob sie das alte Haus nun liebte oder hasste.

Ach, nun werde mal nicht sentimental, dachte sie und schob den Schlüssel in das alte Schloss.

»Hallohoo«, rief sie, als die Tür sich öffnete. »Entschuldige die Verspätung, aber ... O Gott!« Sie erstickte einen Schrei und wandte sich ab, schützte ihren Sohn vor dem Anblick ihrer Großmutter, die auf dem Marmorboden lag, den Kopf in einer Blutlache. »O Gott, o Gott, o Gott!«, flüsterte sie. Sie ließ die Schlüssel und die Windeltasche fallen und kramte, indem sie Beejay fest an sich drückte, in ihrer Handtasche nach dem Handy. Sie zitterte am ganzen Körper, ihre Finger versuchten vergeblich, das Handy zu fassen. »Schon gut, schon gut, schon gut«, sagte sie leise immer und immer wieder, bis sie das Handy fand und die Notrufnummer wählte.

Beejay spürte instinktiv ihre Bestürzung und begann zu heulen. Cissy riss sich zusammen und setzte ihn auf eine Bank auf der Veranda. »Bleib einen Moment hier sitzen, Schätzchen«, wies sie ihn an.

»Nein!«, schrie er und kletterte sofort wieder von der Bank herunter, kaum dass sie ins Haus eilte.

»Gran!« Cissy ließ sich auf ein Knie nieder und suchte, das Handy ans Ohr gepresst, mit den Fingern der anderen Hand am Hals ihrer Großmutter nach dem Puls. Sie spürte nichts unter den Fingerspitzen, keinen Hinweis auf ein klopfendes Herz. »Oh, Gran, bitte, sei nicht tot.« Ihr Magen krampfte sich zusammen; sie glaubte, sich übergeben zu müssen.

»Notrufzentrale, Polizei.«

»Hilfe! Ich brauche Hilfe!«, schrie Cissy. »Es geht um meine Großmutter!«

»Ma'am, bitte nennen Sie Ihren Namen und den Grund Ihres Notrufs.«

»Es hat einen ... einen ... Unfall gegeben. Einen schrecklichen Unfall. Meine Großmutter ist die Treppe hinuntergestürzt! Sie ist verletzt. Schwer verletzt. Überall ist Blut. O Gott, ich glaube, sie ist tot! Schicken Sie schnellstens jemanden her! O Gott! Ich finde keinen Puls!«

»Die Adresse bitte?«

»Schicken Sie sofort Hilfe!«

»Ich benötige die Adresse und den Namen des Opfers.«

»Es ist ... es ist ...« Cissy rasselte die Adresse herunter, während sie immer noch nach dem Puls tastete und auf ein wenn auch noch so schwaches Atemgeräusch lauschte. »Meine Großmutter heißt Eugenia Cahill. Oh, bitte schicken Sie jemanden her ... Beeilen Sie sich!« Sie warf einen Blick über die Schulter zurück, zur Tür, und sah ihren Sohn nicht mehr auf der Bank sitzen. »Beejay!«, schrie sie voller Angst.

»Ma'am. Ihr Name bitte?«

»Cissy Holt ... ähm, Cissy Cahill. Ich bin zum Abendessen hergekommen, und da habe ich Gran gefunden, und jetzt ist mein Sohn ... Beeilen Sie sich bitte!«

»Ein Streifenwagen ist unterwegs. Wenn Sie bitte bei dem Opfer bleiben würden ...«

»Ich muss meinen Sohn suchen!« Sie legte auf und schrie: »Beejay!« Doch kein zartes Stimmchen antwortete. »Beejay! Wo steckst du?« Verzweifelt rannte Cissy hinaus in die Dunkelheit. Es hatte wieder zu regnen begonnen. Für ihre Großmutter konnte sie nichts mehr tun. Eugenia war tot. Cissy wusste es. Aber ihr Kind ... O Gott, wo war der Kleine? Er konnte doch nicht weit gekommen sein. Sie hatte ihn doch

nur für den Bruchteil einer Sekunde aus den Augen gelassen. Panik durchdrang sie bis in die tiefste Seele, während sie das nachtdunkle Grundstück absuchte. Sie bemühte sich um einen ruhigen Tonfall, während sie innerlich fast wahnsinnig wurde vor Angst. »Beejay? Schätzchen? Wo bist du?« Sie versuchte, das Zittern ihrer Stimme, das pure Entsetzen zu unterdrücken. »Beejay?« Lieber Gott, wohin konnte er so schnell verschwunden sein? Das Tor war verschlossen ... oder? Es war doch hinter ihrem Wagen zugeschlagen.

Oder nicht?

»Nein«, flüsterte Cissy und lief den Fußweg hinunter. Neuerliche Panik packte sie. »Beejay! Bryan Jack! Wo bist du?«

In der Ferne hörte sie Sirenen jaulen. »Beeilt euch, verdammt noch mal«, sagte Cissy. Ihr Herz hämmerte, sie konnte vor Angst keinen klaren Gedanken fassen. *Keine Panik. Er ist hier, das weißt du. Er hat genauso große Angst wie du. Beruhige dich. Vergiss, dass du gerade deine tote Großmutter gesehen hast, vergiss, dass du den Unfall womöglich hättest verhindern können, wenn du rechtzeitig hier gewesen wärst, vergiss, dass deine Mutter, die Psycho-Zicke, aus dem Gefängnis ausgebrochen ist, aber FINDE Beejay!*

Sie konnte es nicht fassen, dass sie es tatsächlich durchgezogen hatte!

Adrenalin prickelte in ihren Adern.

Als die alte Frau sie schließlich angesehen hatte, wäre sie fast durchgedreht, doch irgendwie hatte sie dann doch die innere Kraft gefunden, ihren Plan auszuführen.

Jetzt hämmerte ihr Herz wie wild, während die Scheibenwischer gegen den Regen kämpften. In ihrem Siegestaumel fiel es ihr schwer, den Fuß vom Gaspedal ihres Taurus zu nehmen. Einen Strafzettel wegen zu hoher Geschwindigkeit, die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zu ziehen, das konnte sie sich nicht leisten. Nicht jetzt.

Beruhige dich. Du kannst das alles später auskosten ...

Ihre Finger in den Handschuhen umklammerten das Lenkrad, doch sie konnte den Nervenkitzel des Tötens und jenes Moments, bevor sie die Frau über das Geländer stieß, dieses präzisen, herrlichen Moments des Erkennens, als Eugenia Blickkontakt zu ihr aufnahm, nicht ganz aus ihrem Bewusstsein verbannen, nicht einmal für einen Augenblick.

In diesem Bruchteil einer Sekunde war Eugenia Haversmith Cahill klargeworden, dass sie im Begriff war, ihrem Schöpfer gegenüberzutreten, dass sie ihrem Tod ins Auge sah. Dennoch hatte die alte Hexe wohl nicht damit gerechnet, dass es so schnell gehen würde. Wahrscheinlich hatte sie noch geglaubt, dass Zeit blieb zu reden, zu drohen, sich freizukaufen.

Pech gehabt.

Sie grinste vor sich hin, schaltete das Gebläse ein, das warme Luft gegen die Innenfläche der beschlagenen Windschutzscheibe blies, was die Feuchtigkeit aufsaugte, während sie auf die Heckleuchten des sportlichen kleinen BMW blickte, der vor ihr dahinraste. Mit röhrendem Motor fuhr er Slalom im dichten Verkehr. *Nur zu, du Idiot*, dachte sie. *Hol dir deinen Strafzettel.*

Sie dachte an das Entsetzen der alten Frau, als sie übers Gelände stürzte. Oh, Eugenia hatte sich gewehrt, hatte geschrien, doch sie hatte sich nicht retten können. Ihr kleiner Körper war auf dem Marmorboden aufgeschlagen, und das Krachen der Knochen war ein ekelerregendes, befriedigendes Geräusch.

Jetzt schaltete sie das Radio ein und summte einen alten Sheryl-Crow-Song mit. Ohne das Tempolimit zu verletzen, überquerte sie die Brücke über das nachtdunkle Wasser der Bucht und folgte dem stetigen Fluss der Heckleuchten nach Oakland hinein.

Immer noch im Bann eines gewissen Verfolgungswahns sah sie ab und zu in den Rückspiegel und vergewisserte sich, dass sie nicht verfolgt wurde.

Sie durfte nicht erwischt werden. Noch nicht. Nicht, solange noch so viel zu tun, so viel zu erreichen war. Sie blinzelte gegen das grelle Licht der Scheinwerfer im Spiegel und entdeckte nichts Außergewöhnliches, kein rotierendes rot-blaues Licht als Hinweis darauf, dass ein Streifenwagen sie verfolgte.

Du liebe Zeit, kein Mensch verfolgt dich! Kein Mensch weiß, was du getan hast.

Bleib ruhig!

Du hast es durchgezogen! Und die Bullen ... die sind Schwachköpfe.

Vergiss das nicht.

Auf der Ostseite der Bucht angelangt, fuhr sie in nördlicher Richtung nach Berkeley und wurde bereits ein wenig ruhiger. Sie lockerte ihren Griff um das Lenkrad und fühlte sich nicht mehr so durchgedreht, ängstlich oder berauscht. Sie atmete zur Beruhigung tief durch und durchfuhr die Vorstädte in Richtung Wildcat Canyon, wo die dichte Besiedlung zu Bungalows und stillen, von Bäumen gesäumten Straßen wechselte. Ein letztes Mal, bevor sie in die Straße zu ihrem kleinen, gemieteten Haus einbog, sah sie in den Rückspiegel. Sicherheitshalber bog sie noch ein paar Mal rechts ab und behielt den Rückspiegel im Auge. Dann, in der Gewissheit, nicht verfolgt zu werden, fuhr sie rückwärts in die enge Straße hinter dem Drei-Zimmer-Häuschen hinein, das sie unter falschem Namen angemietet hatte. Sie dachte daran, wie sie der Maklerin ihre gefälschten Papiere vorgelegt und sich vor Angst in die Unterlippe gebissen hatte, überzeugt davon, dass die Frau bei näherem Hinsehen den gefälschten, in Oregon ausgestellten Führerschein erkennen würde. Stattdessen reichte sie ihr nach kurzem Tippen auf ihrer Computertastatur zur Bestätigung der Liquidität und der Berufslaufbahn der Elyse Hammersley, zuletzt wohnhaft in Gresham, Oregon, und nach dem Empfang eines Bankschecks ihr, Elyse Hammersley, die Schlüssel. Wunderbar! Inzwischen betrachtete sie sich selbst als Elyse. Nun, sie war Elyse. Warum auch nicht? Es war perfekt!

Leise in sich hineinlachend, fuhr sie die Zufahrt hinauf.

Der Bungalow hatte den typischen Nachkriegsgrundriss, zwei kleine Schlafzimmer, ein Bad, einen Wohnbereich, ein Durchgangszimmer als Esszimmer, eine winzige Küche und eine Treppe, die zu dem für sie wichtigsten Teil des Hauses führte: zum Keller. Mit speziellen Einrichtungen.

Der Keller war es, der dieses Haus, das sich ansonsten nicht von den anderen in diesem Wohnblock unterschied, interessant machte. Er war perfekt für ihre Bedürfnisse.

Jetzt jedoch musste sie ihrem frisch eingezogenen Gast gegenüberreten.

Marla Amhurst Cahill.

Oder, wie sie die Frau, der sie beim Ausbruch geholfen hatte, gern bezeichnete: Marla, die Vermisste, oder Marla, die Flüchtige. Was sie ihrer reizbaren neuen Mitbewohnerin natürlich niemals offen sagen würde.

Die Wochen vor dem Ausbruch waren nervtötend gewesen; sie hatten über diverse Parteien miteinander Kontakt gehalten. Nicht ein einziges Mal hatte sie Marla im Gefängnis besucht. Nicht ein Mal hatte sie sie angerufen. Diejenigen, die Botschaften überbracht hatten, wussten nichts von ihrem Plan, kannten nicht einmal ihren Namen. Elyse fühlte sich sicher in ihrer Anonymität. Um das Glück nicht herauszufordern, kreuzte sie jedoch trotzdem die Finger und wappnete sich für die bevorstehende Konfrontation.

Obwohl sie den Ausbruch über zwei Jahre hinweg geplant hatten und obwohl alles reibungslos vonstattengegangen war, war Marla, wie gewöhnlich, nicht zufrieden gewesen. Manchmal fragte sich Elyse, ob es die Sache wirklich wert war.

Aber natürlich! Es geht um Millionen! Vergiss das nicht!

Sie warf sich den Riemen ihrer Handtasche über die Schulter,

stieg aus dem Wagen und schloss ihn ab. Nervös wie eine Katze sah sie sich nach allen Seiten um, spähte in die Ecken der Garage, auf die Mülltonne, über die langgezogene Veranda hinweg und rechnete beinahe mit einem Hinterhalt von FBI-Agenten, die ihre Dienstmarken aufblitzen ließen und Waffen auf sie richteten.

Dreh jetzt nicht durch! Du hast es geschafft.

Sie huschte den überwucherten Betonweg entlang zur hinteren Veranda, wo sich eine mittlerweile kahle Clematis strohig am Fallrohr emporrankte. Sie hantierte mit ihrem Schlüsselbund, bis sie endlich den gewünschten Schlüssel fand und ins Schloss schob.

Klick.

Der Schlüsselbund klimperte, als sie zitternd vor Nervosität den Schlüssel fürs zweite Schloss erwischte, ihn drehte und ein wenig hin- und herbewegte, bis der uralte Riegel mit metallischem Knirschen zurückfuhr. Mit der Schulter schob sie die klemmende Tür auf und wurde von einem muffigen, abgestandenen Geruch empfangen. Sie nahm sich vor, irgendeinen Lufterfrischer zu besorgen, denn das Häuschen war acht Monate lang unbewohnt gewesen. Vielleicht konnte sie sogar Marla dazu bewegen, ihren Hintern hochzukriegen und zu Lysol und Mopp zu greifen. Es war zwar nicht so, dass Marla in dem großen Haus nicht auch solche Arbeiten verrichtet hätte, aber sie fühlte sich immer noch verfolgt und hatte Angst, dass jemand sie sehen könnte.

»Ich gehe nie wieder zurück«, hatte sie Elyse anvertraut.
»Nie im Leben. Vorher müssten sie mich umbringen.«

Und Elyse glaubte ihr.

Sie schloss die Tür hinter sich ab und warf ihre Lederta-

sche, der sie einen weißen Beutel entnahm, auf den Treppenabsatz. Eine halbe Treppe höher befand sich die Küche, wo ein undichter Wasserhahn tropfte und eine altmodische Wanduhr die Sekunden ihres Lebens zählte. Doch was sich dort oben abspielte, interessierte sie nicht. Vielmehr vergewisserte sie sich noch einmal, dass beide Schlösser verriegelt waren, und stieg dann die knarrende Treppe hinab in den muffigen, stets feuchten Keller. Die Decken waren so niedrig, dass ein hochgewachsener Mann sich unter den Balken ducken musste, und in den dunklen Ecken der Balkendecke hatte sie zahlreiche Spinnennetze gesehen.

Obwohl das Haus für ihre Zwecke perfekt war, verursachte es ihr jetzt eine Gänsehaut.

Vorbei an einer verrosteten Waschmaschine und einem Trockner näherte sie sich der hinteren Wand des feuchten Raums. Die war jedoch nicht das, was sie zu sein schien. Im Lauf des letzten halben Jahrhunderts hatte einer der Hausbesitzer an einem Ende des Kellers eine Mauer gezogen und so Raum für einen verborgenen Weinkeller geschaffen. Was an sich sonderbar war, denn der Keller war viel zu feucht, um hier das richtige Klima für irgendetwas Trinkbares schaffen zu können.

Allerdings benutzte sie den geheimen Raum ja auch nicht zur Lagerung ihrer Lieblingsflaschen Pinot gris, Chardonnay oder Merlot.

Diese Wand mit ihren verstaubten Regalen und der verborgenen Tür war das perfekte Versteck, wenn nicht für kistenweise Wein, dann doch zumindest für eine Ausbrecherin aus einem Gefängnis, dem es an Sicherheitsvorkehrungen mangelte.

Darauf bedacht, nicht zu viel Lärm zu machen, für den Fall, dass Marla schlief, klopfte sie leise an die Regalwand. Marla war offenbar erschöpft von der anstrengenden Planung und Ausführung ihrer Flucht.

Elyse wartete einen Moment und zog dann einen verbor- genen Hebel. Mit einem Klick hob sich der Riegel, und ein Teil der Regalwand ließ sich in den kleinen Raum dahinter schieben.

Sie flüsterte: »Hey, hier bin ich«, und schlüpfte in das fensterlose Zimmer, das im Augenblick nur vom flackernden bläulichen Schein des Fernschirms und von einer kleinen Nachttischlampe erhellt wurde. Der Raum war kahl: Es gab keine Bilder an den Wänden, die Einrichtung bestand lediglich aus einem Sessel, einem Bett, einem Nachttisch und der Kommode, auf der der Fernseher stand.

Marla hob nicht einmal den Kopf zur Begrüßung.

O Gott, sie war schlechter Laune.

Toll.

Die Euphorie nach der gelungenen Flucht hatte sich offenbar gelegt. »Willst du das wirklich ansehen?«, fragte Elyse, als sie sah, dass im stumm geschalteten Fernseher eine beliebte Realityshow lief.

Wortlos bedachte Marla sie mit einem Blick, der alles sagte. Im Gefängnis hatte Marla offenbar eine Sucht nach allen möglichen schrägen Fernsehsendungen entwickelt. »Mir gefällt das. Es ist Eskapismus«, hatte sie mit der Andeutung eines Lächelns gesagt, hinter dem die alte, gerissene Marla für einen Moment zum Vorschein kam.

»Okay, wie du willst. Aber ich dachte, du wolltest gern mal hier raus.«

»Und wohin?«

»Nach oben.«

»Jemand könnte mich sehen«, sagte sie in einem Tonfall, als spräche sie mit einer Schwachsinnigen.

»Du kannst die Vorhänge geschlossen lassen, aber es wäre doch zumindest nicht so ...«

»Wie in einer Zelle?«, fragte Marla, ohne die Lippen zu bewegen.

»Ja. Wie in einer Zelle. Morgen besorge ich Reinigungsmittel, dann machen wir sauber. Etwas Mobiliar ist ja schon vorhanden.«

Marla schnaubte verächtlich, und ihr Blick schweifte zurück zu einer in einem fensterlosen Haus eingesperrten Gruppe. Tja, das konnte Marla wohl gut nachvollziehen.

»Sieh mal, ich habe dir was zu essen mitgebracht.« Elyse hielt ihr eine weiße Papiertüte entgegen. »Ein Hamburger, ich habe ihn besorgt, bevor ich zum Haus fuhr. Tut mir leid, dass er schon kalt ist, aber hinterher wollte ich nicht mehr anhalten.«

»Zum Haus?« Plötzlich war Marlas Interesse erwacht, wogegen der Hamburger sie offenbar nicht im Geringsten reizte.

»Ja, *das* Haus. Auf dem Mt. Sutro.« Sie trat näher an den Sessel heran, beugte sich herab und flüsterte in Marlas Ohr: »Heute Abend habe ich Eugenia umgebracht. Wie wir es geplant haben. O Gott ... es war ... perfekt. Sie hat mich sogar erkannt, die alte Hexe.«

»Du hast Eugenia umgebracht? Als Erste?« Marla ignorierte die Tüte in ihrem Schoß und sah Elyse wütend an. »So hatten wir es nicht geplant.«